

Gar oft versteift man sich auf das wozu man nicht geboren

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **85 (1959)**

Heft 29

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

tiefen Ton da nicht herausbringen in dem raschen Lauf, dann lassen Sie ihn halt einfach weg. Das hört sowieso niemand.»

Jener berühmte Winkelmann, der zur Gralserzählung stumm agierte, und keine Angst davor hatte, sich dadurch lächerlich zu machen, muß ein sehr intelligenter Tenor gewesen sein. Ihm war offenbar das Werk in diesem kritischen Augenblick wichtiger als sein persönlicher Ruhm. Leser, die mit dem Leben der Opernbühne vertraut sind, werden die Bezeichnung «intelligenter Tenor» vielleicht auffallend finden. Als der Dirigent Erich Kleiber einmal um seine Meinung über einen stimmlich besonders guten und geistig besonders hochstehenden Tenor befragt wurde, sagte er: «Der muß ein getarnter hoher Bariton sein, denn so gescheite Tenöre gib't's nicht.»

Die Ausnahmen, so sagt man, bestätigen die Regel. Doch wäre es unbillig, für alles Schlimme in unserer Musik- und Opernkultur den Tenor verantwortlich zu machen. Wenn das Publikum nur Perfektion, nur makellose Schönsingerei und Schönspielerei verlangt, müssen sich die Produzenten schöner Klänge wohl oder übel diesen Markterfordernissen anpassen. Perfektion ist das oberste Gesetz des musikalischen Lebens geworden. Ein Konzert, eine Operaufführung gelten dann als «gut», wenn sie dem Schallplatten-Standard nahekommen. Wer wagt es noch, mit Tante Henriette eine Beethoven-Symphonie auf dem Klavier vierhändig zu spielen, wenn man doch mit dem Druck auf einen Knopf die Toscanini-Platte oder die Karajan-Platte in Bewegung setzen kann? Was hat überhaupt das Klavierspiel oder das Geigenspiel noch für einen Sinn, wenn Dir nicht irgend jemand bescheinigt, daß Du eine Chance hast, dem Ideal der Perfektion nahezukommen? Ein Musiker, der auf sich hält, muß von irgend einem der zahlreichen Wettbewerbe eine Trophäe nach Hause bringen. Nein, ich werde mich hüten, irgend etwas gegen die in aller Welt stattfindenden Klavierwettbewerbe zu sagen, denn das könnte mir die ewige Rache der Veranstalter und der Preisträger verschaffen. Ich werde mich hinter Herrn Hector Berlioz verstecken, der vor mehr als hundert Jahren alles dazu gesagt hat, was zu sagen ist. Berlioz hat in einer phantastischen Geschichte einen Concours beschrieben, bei dem ein Erard-Flügel das Klavierkonzert in gmoll von Mendelssohn 31 mal über sich ergehen lassen mußte. Zuletzt, so weiß Berlioz zu berichten, spielte das Klavier von selbst. Es hatte sich an das Mendelssohnsche Konzert gewöhnt. Es wollte nicht aufhören. Läufer, Tremolos, Passagen in Sexten und Terzen mit Verdopplungen in den Oktaven, Akkorde von zehn Tönen, dreifache Triller, ein Platzregen von Tönen, das große Pedal ...

Man ließ den Klavierfabrikanten Erard rufen, der das Instrument in seine Bestandteile zerlegte. Doch die Klaviatur, die Hämmer und die Saiten hörten nicht auf, sich zu bewegen. Wütend zerhackte Erard das Instrument. Das machte die Sache noch schlimmer. Jedes einzelne Stück tanzte, sprang und hüpfte umher, bis man endlich die ganze Mechanik ins Feuer warf.



Zum Schluß heißt es bei Berlioz: «Man wird sagen, das sei albern. Aber eben weil es albern ist, glaube ich es.»

Steckt in dieser Geschichte nicht etwas vom tragischen Aspekt der Musikkultur unserer Zeit? Die Klänge, die der Mensch erzeugt und konserviert hat, gewinnen Gewalt über uns. Wir können der musikalischen Fertigkeit, die sich überall aufdrängt, kaum mehr entrinnen. Mit dem Musikvorrat auf Platten und Tonbändern, die wir heute besitzen, kann in den nächsten hundert Jahren «Musik» gemacht werden, ohne daß ein Sänger den Mund auftut, ohne daß auch nur eine Geige gestimmt wird, ohne daß auch nur ein einziger Bläser Atem holt. «Ich sehe den Tag kommen, da man uns nicht mehr brauchen wird», sagte mir vor ein paar Wochen ein Orchestermusiker. Und während ich diese Zeilen schreibe, werden in den Straßen Wiens Plakate affiziert, die zu einer Veranstaltung in der Staatsoper einladen: auf der Bühne wird ein Ballett getanzt und der Orchesterraum ist leer. Die Zukunft hat begonnen. Mit einem Abend des Opernballetts ohne die Wiener Philharmoniker! Ein Tonband, ein

Verstärker und zehn Lautsprecher ersetzen das Orchester. Und auf dem Tonband sind nicht etwa die Produktionen lebendiger Musiker aufgezeichnet, sondern die Impulse von Sinusgeneratoren, Rauschgeneratoren, Multi-Vibratoren und dergleichen.

Lautsprecher sind verlässlicher als Tenöre. Sie sagen nicht ab, sie sind nicht indisponiert. Oder doch? Was geschieht, wenn die Frequenz des Stromnetzes einmal schwankt und die elektronischen Töne zu wackeln beginnen? Oder wenn gar das gesamte Stromnetz ausfällt? Bei Kerzenlicht ließe sich immerhin die Gralserzählung noch auf dem Cello spielen. Doch wenn wir uns der Technik mit Haut und Haar ausgeliefert haben, dann sind wir ihr rettungslos verfallen. Und darum habe ich ein bißchen Angst vor der Zukunft und ein wenig Sehnsucht nach dem Cello-Lohengrin von 1891.

*

Vom gleichen Autor Kurt Blaukopf ist im Nebelspalter-Verlag Rorschach eine Sammlung von satirischen Skizzen unter dem Titel «Hobes C zu vermieten» erschienen. «Es ist ein von herrlichem Humor mit Ironie und Satire getragenes Bändchen» schreibt das Burgdorfer Tagblatt.